

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 43 (1938-1939)
Heft: 16

Artikel: Arbeit an der Jugend [Teil 2]
Autor: Müller, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-313764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ken. Vielleicht mithelfen, dass im nächsten Sommer, vorläufig auf der Basis der Freiwilligkeit, in unserem Gebiet ein solches dreimonatiges Lager durchgeführt wird. Helfen, geeignete Persönlichkeiten zur Lagerleitung ausfindig zu machen. Lebenstüchtige, lebensfrohe, der Jugend in Liebe verbundene Frauen. Es könnte eine schöne Aufgabe für junge Kolleginnen sein, sich für diesen « Beruf » speziell auszubilden. Die weibliche Jugend, soweit wir sie kennen, ist für diesen Heimatdienst leicht zu begeistern. In ihm sehen wir die beste Vorbereitung für den Hilfsdienst, zu dem unsere oberste Landesbehörde die Frauen aufruft. Im Heimatdienst geschulte Kräfte werden im Hilfsdienst gut zu brauchen sein.

So will uns scheinen, die Forderungen des Tages brauchten nicht allzusehr an unsern pädagogischen Normen zu rütteln. Längst gehegte Wünsche, berechtigte Postulate, die eine geruhsamere Zeit immer wieder beiseite schob, können unter dem Druck der Gegenwart Erfüllung finden. Vieles hängt davon ab, dass die Frau, die Lehrerin jetzt zielbewusst mitarbeitet. Dass sie immer beides im Auge behält: Das, was dem Vaterlande, und das, was dem heranwachsenden Geschlecht frommt.

H. Stucki, Bern.

Arbeit an der Jugend

Eine Folge von Betrachtungen durch *Elisabeth Müller, Hünibach* (Fortsetzung)

Aber nun zurück zur Schule und zu den Kindern. Wie herrlich kommt mir in der Erinnerung alles vor! Gesunde, ruhige, rechtschaffene Landkinder. Sind sie heute noch so, wie sie damals waren? Oder sehe ich die von damals im verklärten Lichte der Erinnerung? Ich wollte, ich könnte mich heute noch so stark, so mit der ganzen Liebeskraft an Kinder hängen, wie damals. Ich erinnere mich, wie ich früh erwachte, aufstund, in der Schulstube den Ofen heizte und dann Ausschau hielt, ob sie denn nicht bald kommen wollten, die Kindertrüpplein; ich sehnte mich so nach ihnen und freute mich auf das, was der Tag mir für ein Erleben bringen werde mit ihnen. Ja — ist das einmal wahr gewesen? Ich trug eine rötlich-violette Bluse mit hohem Stehkragen aus schwarzem Samt. Fischbeingrätchen bis unter die Ohrläppchen. Und wenn die Kinder kamen, so wollten sie mit feinen, spitzen Fingerchen über diesen Samtkragen fahren. Sie hätten noch nie etwas Schöneres gesehen als diesen Samtkragen, behaupteten sie. Sie zeigten mir dann auch alle ihre Kleider. Nur der Wassermatt-Hänseli liess das sein. Er hatte nur zwei Hemdlein, die trug er immer alle beide auf sich, weil sie so dünn waren; das sauberere war immer obenauf. Armer Hänseli! Du bist nun wohl schon ein älteres Knechtlein oder ein Hausierer. Kämost du doch einmal an meine Türe und würdest mir sagen: Ich bin der Wassermatt-Hänseli! Du solltest einen guten Tag haben, du! Oder dann das Liseli Schmid: Mit seinen jüngern Geschwisterchen an beiden Händen kam es jeden Morgen den weiten Weg gezogen, oft durch tiefen Schnee. Wie ein Mütterlein betreute es sie, und es, das neunjährige, schüttete mir seine Sorgen aus über die Zustände daheim. Wir berieten und besprachen. O, du neunjähriges Mütterlein! Letzten Winter sah ich es nach 30 Jahren wieder. Es hat fünf Kinder und einen kranken Mann. Es flickt Regenschirme und erhält so Mann und Kinder. Wie kann es jetzt seine Mütterlichkeit brauchen!

O, ihr Kinder! Wie wurde mir zumute, als ich euch verlassen musste! Ich tat es ja aus eigenem Entschluss. Und doch fühlte ich, als ich beim Abschied allein auf der Holztreppe sass und mich ganz leer weinte, dass ich ein Paradies verliess. Ich ahnte es, dass ich nie mehr Kinder so stark, so unverbraucht und aus dem Innersten heraus werde lieben können — weil ihr eben Landkinder, Bauernkinder, Verdingkinder und Handwerkerskinder waret, und weil ich vielleicht nie mehr so ganz, so aus vollem jugendstarkem Herzen werde lieben können. — Ich konnte später nie mehr in euer Dorf kommen, weil ich mich davor fürchtete, etwas Fremdes zu finden, da, wo ich so ganz daheim war, mich so ganz auslebte und ausliebte.

Wie kam es mir vor, als ich letzten Winter, kurz vor Weihnachten, auf euren Ruf hin in euer Dorf kam, um mit euch Advent zu feiern! Wir waren in der Oberschulstube. Da kamet ihr, umringtet mich — blühende, junge Frauen, Mütter von etlichen Kindern; wie sahet ihr mich an, als ich erzählte — genau wie ehemals, als ihr noch als kleine Mädchen vor mir auf der Schulbank sasset. Und nachher am Schlusse kamen eure Mütter, sie, die mir damals euch Kinder anvertraut hatten. Wir standen uns gegenüber, hielten uns an den Händen, und es ging nicht lang, so mussten wir alle zusammen verstohlen die Augen wischen. Wir haben so manches seither erlebt! Zwei Mütter haben ihre Kinder, die damals bei mir in der Schule gesessen, als junge Mädchen verlieren müssen.

Was ich an jenem Abend ganz stark erlebte, dass es mir die Tränen in die Augen trieb, das war der Gedanke, dass man über dreissig Jahre hinüber so verbunden bleiben kann, wie ich's jetzt fühlte. Wo sind alle Ärgernisse, alle Fehler, die einem passiert sind, alle Unzulänglichkeiten, alles, was man damals so wichtig nahm? Es ist weg. Nur noch die Liebe ist geblieben. — Vermöchten wir doch mitten in unserm Kampf, in unsern Müdigkeiten, Widerwärtigkeiten, Niedergeschlagenheiten und Fehlern daran zu denken, wie nichtig das alles ist, wie ja alles vorbei geht und in den Ofen geworfen wird — und nur *eines* bleibt: Hast du geliebt oder nicht?

Es kommt nun der zweite Abschnitt meiner Lehrerinnenzeit: Das Anstaltsleben. Ich versprach mir viel davon, grosse Mädchen zu unterrichten und Gelegenheit zu haben, das Kind durch seinen Tag hindurch zu begleiten. Und wirklich habe ich diesen Schritt nie bereut. Manche Seite des kindlichen Wesens bleibt verborgen, solange nur das Schulkind vor uns sitzt. Wir können in der Schule wohl nie das ganze Bilderbuch des kindlichen Seelenlebens durchblättern. Einzelne Seiten, wohl gerade die hellsten und die dunkelsten, sind verklebt und zeigen sich uns nicht. Das Anstaltskind kommt aus unnormalen Familienverhältnissen, und deshalb ist sein ganzes Wesen schwieriger zu erfassen. Hier trat mit voller Macht zum erstenmal die Frage an mich heran: Kann man Verbogenes wieder gerade, Verschlossenes wieder offen, Verdunkeltes wieder hell machen? — Und die andere: Kann man einem Kinde die Mutter ersetzen? Kann man es lieb haben, wie man ein eigenes Kind lieb hätte? An diesen Fragen trägt man schwer als Anstaltslehrerin. Eine andere Schwierigkeit kommt hinzu: Voll Enthusiasmus und überschwänglichen Gefühlen geht die junge Anstaltslehrerin an ihre Arbeit heran, möchte womöglich jedem einzelnen Kind etwas sein — und dann muss sie bald merken, dass sie in einen « Betrieb » hinein gekommen ist, in einen Betrieb, wo soviel dabei untergeht. Es ist ein grosses Rad da, und das geht herum und klappert. Unentwegt, fleissig, es ist das Rad der Pflicht-

erfüllung. Was klappert es? Gewissenhaftigkeit, Ordnungsliebe, Treue im Kleinsten, Gerechtigkeitssinn — ist es nicht ein wunderbares Rad? Aber — ach Gott — wenn es doch nur einen einzigen Tag stillstehen wollte! Wenn doch einmal das ganze Haus in Unordnung geriete, wenn doch ein Rappen Geld unnütz vertan würde! Möchte doch einmal eine liederliche Stimmung ausbrechen, eine böse Tat unbemerkt und ungerügt bleiben! — Aber das wäre ja schauerhaft. Nein, nein — das Rad ist seit Jahrzehnten so gelaufen, hat immer gleich geklappert — und so muss es sein. Da ist die grosse Verantwortung. Man ist der Behörde Rechenschaft schuldig. Es muss alles klappen — die Rechnung muss stimmen, es darf nichts zugrunde gehen: Drum klappert eben das Rad — und es geht alles gut! Das Budget wird innegehalten, die Kinder sind gesund, niemand hat Grund zur Klage — weder Zöglinge noch die Lehrerschaft . . . und doch . . . das Rad, das Rad! Willst du dich etwa wider seinen Lauf stemmen? Du versuchst und versuchst — und nimmst wieder einen neuen Anlauf — aber du musst eben mitklappern — sonst liegst du auf einmal unter dem Rad. Und wenn du bemerkst, dass du mitklapperst, hast du dauernd ein schlechtes Gewissen, denn du möchtest anders. Etwas in dir bäumt sich auf gegen die Gleichmachung, gegen das System, das im Laufe der Jahre die Macht ergriffen und alles vortrefflich walzt, auch die Kinderseelen. Da graben sich Erlebnisse tief in die Seele hinein.

Alwine war in den Ferien bei ihrer Tante auf Besuch gewesen. Sie hat eine schöne, glückliche Zeit dort erlebt, kommt nun zurück, und ein gestrotes Lächeln schimmert durch die ausbrechenden Tränen; Alwine hat einen Trost bei sich — eine Entschädigung. Die Tante hat ihr eine Zither mitgegeben, ihre liebe, alte Zither. Alwine hat ihr so leid getan, weil sie keine Heimat hat. Nun kann sie am Sonntag doch auf der Zither spielen. Die Mädchen konnten dazu singen — und Alwine war einmal die Hauptperson mit ihrer Zither! — Aber da kommt eben das grosse Rad — und diese Zither hemmt es in seinem Laufe, die Zither muss fort. Alwine muss sie wieder einpacken und zur Post bringen — denn wenn alle Mädchen ein Musikinstrument mitbringen wollten — wohin sollte das führen? Alwine möchte gern weinen, aber sie kann nicht; gross, erschreckend gross steht das Wissen vor ihrer Seele, dass sie hier keine Heimat hat. — Am Morgen, wenn wir zum Frühstück kommen, sitzt Käthi mit verweinten Augen und rotem, verstocktem Gesicht am kleinen Tischlein abseits an der Wand. Sie muss dort allein ihre Frühstücksbrocken verzehren und wird von allen von der Seite angeguckt. Warum? Sie hat wieder einmal das Bett genetzt. Sie muss deshalb ausgestossen werden aus der menschlichen Gesellschaft. Sie isst nicht, aus Trotz — und muss deshalb den ganzen Tag bei allen Mahlzeiten abgesondert sitzen. Armes Kind — es weiss, dass hier niemand seine Schwäche trägt, dass hier niemand darum bittet und ringt, es möchte doch von seinem Übel befreit werden. Kind, kannst du etwas anderes erwarten? Es muss hier mit System gestraft werden: Wie du mir, so ich dir; die Strafe folgt der Sünde auf dem Fusse. Es ist schwer, aber heilsam, mitzuerleben, was es für ein Kind ist, wenn es allein eine Strafe zu tragen hat, ohne dabei zu spüren, dass man ihm ja helfen möchte, und dass man ebenso schwer an der Strafe trägt, wie es selbst. Es ist niemand da, dem man sagen möchte: es ist mir leid — und der dann die Arme aufmachen und so ein Kindlein wieder aufnehmen würde ganz nah an sein Herz.

Solches mitzuerleben füllte mein Herz mit Beklommenheit; aber ich litt damals noch viel zu sehr aus einer gewissen Weichlichkeit heraus unter diesen Dingen. Was es eigentlich heisst: richtig strafen, aus der echten, mütterlichen Liebe heraus — das begriff ich erst viel, viel später, soweit man es überhaupt fassen mag in seiner ganzen Tragweite. Man muss zuerst den Dämon in sich selbst erkannt haben, den Tyrannen, den Machthaber, der da stets auf der Lauer liegt und jeden Augenblick über uns Herr werden kann. Aus dem Kampfe mit ihm heraus muss die Erkenntnis wachsen, dass wir die Schwächen und Übel unserer Zöglinge auf uns nehmen müssen, wenn die Strafe nicht eine Vergeltung, sondern ein Mittel zur Heilung sein soll. So mildert sich mit den Jahren auch das Urteil über das Wasserrad — weil sein Klappern in der eigenen Seele nur zu oft hörbar wird. Was nützt Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeit — wenn das Kostbarste dabei untergeht? ... « und hätte der Liebe nicht! »

AUS DER SCHULSTUBE

VII. Heft der Schweizerfibel: Köbis Dicki



Kennt ihr Köbis Dicki noch nicht? Dann nehmt es schnell zur Hand, das siebente unserer prächtigen Schweizerfibelhefte. Olga Meyer erzählt uns darin eine köstliche Spielbären-geschichte, die Kunstmaler F. Deringer sehr humorvoll und treffend illustrierte, und ich muss euch erzählen, wie ich mit meinen Erstklässlern diese Geschichte nacherlebte.

Wohl hegte ich anfangs Zweifel darüber, ob diese Bären-geschichte einschlagen werde, als die Kleinen auf meine einleitende Frage nach ihren liebsten Spielen mir mit wichtiger Miene von elektrischen Eisenbahnen, Meccanobauten, Bilderbüchern, vom Klavier- und Puppenspiel berichteten. Aber wie kindlich strahlten diese Gesichter plötzlich auf, als ich mit der Frage herausplatze: Wer von euch hat einen Bären? Da hub ein Erzählen an von den Streichen und Abenteuern dieser lieben Spitzbuben, und es hörte nicht auf, bis wir mit der Geschichte zu Ende waren, fünf Wochen lang. Schon am Nachmittag sass eine ganze Bären-gesellschaft als Zuhörer vorn bei der Tafel. Den Dicki schlossen die Kleinen gleich von Anfang an in ihr Herz ein und erlebten seine und seines Besitzers Köbi Geschieke bis zu Ende innig mit. Nach mannigfaltigen, echt kindlichen Erlebnissen und Widerspielen von Hass und Liebe, in denen Dicki immer den Mittelpunkt bildet, bahnt sich eine schöne Kinderfreundschaft an, und das ist so kindlich einfach und anschaulich, so packend lebendig dargestellt, dass Lehrer und Schüler einfach mitgehen mussten.

So genossen wir die Geschichte nach Herzenslust und folgten dem Drange, sie unsern Kräften gemäss auch darzustellen. So entstanden aus gelbem Plastilin kleine Dickis, die sich mit Hilfe von Matadorhölzern, einem niedern Glas als Wasserbassin, einem Zweig als Kletterbaum zu lustigen,